

BALTISCHE STUDIEN ZUR ERZIEHUNGS- UND SOZIALWISSENSCHAFT

Herausgegeben von Gerd-Bodo von Carlsburg,
Algirdas Gaižutis und Airi Liimets

Band 23

Reet Liimets

Ich als raumzeitliches Konstrukt

Die Fiktionen vom Leben der estnischen
und deutschen Jugendlichen

PETER LANG
Internationaler Verlag der Wissenschaften

EINLEITUNG

In verschiedenen humanwissenschaftlichen Disziplinen steht der Begriff *Ich* schon seit langem im Zentrum des Interesses. In sozialpsychologischen Ansätzen ist das *Ich* zum Beispiel, so Kay Deaux` (1992, S. 9), das Wort, das sehr häufig gebraucht wird. Nach den Analysen von Deaux` hat man in den sozialpsychologischen Aufsätzen während der Zeitperiode 1981–1990 den Begriff *Ich* wenigstens 36 445 Mal gebraucht. Das wachsende Interesse für die *Ich*-Problematik wird unter anderem mit allgemeinen soziokulturellen Entwicklungstendenzen begründet. Denn im Unterschied vom Sich-selbst-Präsentieren des sog. Yippiezeitalters wird seit den Anfängen der 1980er Jahre mehr Aufmerksamkeit den inneren Werten geschenkt: Man ist auf der Suche nach dem sog. inneren *Ich* (Deaux 1992). Nach der deutschen Literaturwissenschaftlerin Sylvia Schwab (1981) kann man das anwachsende Interesse für das *Ich* auf übermäßige Politisiertheit und Wissenschaftlichkeit des Lebens im Allgemeinen zurückführen. Eben deswegen entstand in der deutschen Literatur gegen Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre des 20. Jahrhunderts eine Bewegung, die sich für Bewusstseins- und Gedächtnisprozesse interessierte (Schwab 1981). Es entstand eine neue Art des literarischen Erzählens, das man in der deutschen Literaturwissenschaft mit dem Begriff „Neue Empfindlichkeit“ bezeichnet. Die Neue Empfindlichkeit als Weltwahrnehmungsweise war aber nicht nur für Literatur und Literaturwissenschaft, sondern auch für Soziologie, Psychologie, für Erziehungswissenschaften usw. charakteristisch. Die Neue Empfindlichkeit charakterisieren Merkmale wie Spontaneität, Anti-Institutionalisierung, alternative Lebensformen, Natürlichkeit, Interesse für Phantastische und Irrationale, für Gefühle und psychische Prozesse (Schwab 1981).

Das Problem *Ich* wird heutzutage also in sehr vielen Wissenschaftsbereichen, wie zum Beispiel in der Psychologie, in der qualitativen Soziologie (Fuchs 1984 usw.), in verschiedenen Disziplinen der Anthropologie (Macha 1989; Benthien & Velten 2002; Röcke 2002 usw.), aber auch in der Psychiatrie (Tölle 1999), in der Ethnologie (Paul 1999), in der Erziehungsphilosophie (A. Liimets 2004), in der Sprachlehrforschung (Laine 1988; Guiora 1984; Guiora & Acton 1979; R. Liimets 2001) und, wie oben schon geschrieben wurde, auch in der Literaturwissenschaft (Schwab 1981; Nübel 1994; Braungart 1995) thematisiert.

Historisch betrachtet, geht es hierbei in der Wissenschaft jedoch nur um die Wiederaufnahme eines alten Forschungsgegenstandes (Rorty 1999). Denn in der Philosophie habe man zum Beispiel schon seit Leibniz die Antwort auf die Frage gesucht, wie die reflexive Daseinsweise des Menschen zu bestimmen sei (Frank 2002). Und seit Leibniz sei das nominalisierte *Selbst*, so Manfred Frank, zu einer möglichen Bezeichnung unterschiedlicher reflexiver Daseinsweisen geworden.

In den gegenwärtigen Humanwissenschaften gebraucht man den allgemeinen Begriff *Selbst* für die Bezeichnung der Identität, Individualität, Subjektivität

und Persönlichkeit, aber auch für die Bezeichnung des Bewusstseins und des Gedächtnisses (z.B. Loevinger & Blasi 1991; Higgins 1996; Strauman 1996; Frank 1991, 2002; Gerhardt 1999; Frank & Haverkamp 1988; Küchenhoff 1988; Henrich 1999; Husserl 1993; Epstein 1993 usw.). In gleicher Funktion kommt das Selbst auch in den literarischen Texten vor (vgl. Hilbig 2001; Wolf 1981; 1997).

Auch in der vorliegenden Arbeit ist das Ich unser Hauptproblem. Die Wortverbindung raumzeitlich im Titel der Arbeit weist darauf hin, dass wir auf das Ich vor allem aus der Sicht der Identität eingehen werden. In den Humanwissenschaften ist es im Allgemeinen zur Tradition geworden, das Ich als Identität vor allem als zeitliches, nicht aber als räumliches Phänomen zu betrachten. Man hat zum Beispiel versucht, Identität vom Aspekt der subjektiven und objektiven Zeit zu bestimmen (Byrne & Shavelson 1996; Hattie 1992; Haußer 1995; Erikson 1968; Bude 1999; Nassehi & Weber 1990; Nassehi 1992; 1994; Corsten 1994; Röttgers 1988; Kant 1945; 1998). Den kognitiven Ansätzen ist es wieder eigen, das Ich als eine sog. Emanation der puren inneren Zeit zu bestimmen (vgl. Filipp 1993; Wicklund 1993). In der Entwicklungspsychologie ist es aber üblich geworden, die Identität als eine chronologisch geordnete Hierarchie von unterschiedlichen Entwicklungsphasen zu betrachten (Erikson 1968).

Der amerikanische Psychologe Jaan Valsiner vertritt dagegen die Auffassung, dass in allen oben genannten Behandlungen der Entwicklung von Identität die Entstehung von Bewusstseinsqualitäten außer Acht gelassen wird (Valsiner 1997). In dem von Kenneth Gergen in der Zeitschrift „American Psychologist“ 1985 veröffentlichten Aufsatz „The Social Constructionist Movement in Modern Psychology“ werden die traditionellen Selbst-, Identitäts- und Selbstkonzepttheorien am schärfsten kritisiert. Gergen wirft der gegenwärtigen Psychologie vor, dass diese von einem wissenschaftlichen Weltbild ausgehe, das seinem Wesen nach mechanistisch und organismisch sei. Bei der Behandlung der menschlichen Psyche dominiere das Prinzip der physikalischen Kausalität, und die Individuation verstehe man hauptsächlich als einen organischen Reifungsprozess (Gergen 1985a; Hermans & Kempen 1991; Cole 1996; Warren 1990 usw.). Die Eigenart unterschiedlicher Kulturkontakte und Zeitepochen bleibe bei solcher Behandlungsweise unberücksichtigt (Cole 1996; Block 1995). Die Theorien des Bewusstseins, des Selbst und der Identität ignorieren auf solche Weise das Prinzip, dass die Individuation als solche ein kulturspezifisches Phänomen ist. Man geht also davon aus, dass man ohne Berücksichtigung der Eigenarten eines jeweiligen Kulturkontextes Verallgemeinerungen über die Entwicklung des Ichs machen kann (vgl. Cole 1996).

In unserer Identitätsbehandlung dominiert dagegen die räumliche Dimension über die zeitliche, da wir nach einer Betrachtungsweise suchen, die es uns ermöglicht, die Identität als eine konkrete subjektive Lokalisiertheit bzw. eine singuläre Daseinsweise und zugleich auch als ein intersubjektives Zusammensein zu bestimmen. Zur Untermauerung unserer theoretischen Ideen werden wir somit

auf das Wissen aus verschiedenen Forschungsbereichen eingehen: Es werden die Theorien über das Bewusstsein, die Selbstkonzeption, Individualität und auch über das Gedächtnis mit einbezogen. Obwohl das Wort Identität in den gegenwärtigen psychologischen, soziologischen, philosophischen und erziehungswissenschaftlichen und literaturwissenschaftlichen Konzeptionen ein theoretisch sehr beladener Begriff ist, versuchen wir, trotz dieses theoretischen Kontextes, unsere eigene Herangehensweise zu finden (z. B. R. Liimets 2001a, 2002, 2003, 2004).

Das Ziel des aus vier Kapiteln bestehenden theoretischen Teils ist es also, einen solchen theoretischen Weg zu finden, der die Möglichkeit dazu schafft, die Bildung der Identität als des intersubjektiven Phänomens zu begründen. Unsere theoretische Hypothese beruht auf der Behauptung, dass man Identität als intersubjektives Phänomen als Gedächtnis fiktionaler Raumzeiten auffassen kann. Auf Grund des theoretischen Teils werden wir die Prinzipien formulieren, die die Konstruktion von Lebensfiktionen der estnischen und deutschen Jugendlichen untermauern.

Das Ziel des empirischen Teils ist zu zeigen, wie sich die Identität als fiktionaler Grenzraum aus dem Dialog als der Bedeutungsverschiebung ausbildet. Die Aufgabe des empirischen Teils ist zu bestimmen:

1. durch welche Sinnvariationen die für das sowjetische Estland charakteristische Identität der Jugendlichen zum Ausdruck kommt;
2. und auf Grund welcher Sinnmodifikationen sich die Identität der ehemaligen DDR- Jugendlichen ausbildete.

Bei der empirischen Untersuchung der Identität der estnischen und deutschen Jugendlichen gehen wir aus den folgenden Hypothesen aus:

1. Die Identität der Jugendgenerationen von Estland und der DDR der 1960er Jahre des 20. Jahrhunderts entwickelte sich in einer für diese Zeit spezifischen Situation, und zwar in der Lage, in der die Gesellschaft für das öffentliche Fortbestehen des Gedächtnisses als der intersubjektiven Synchronisation keine Bedingungen schuf.
2. In fernerer Perspektive führt solch eine Identitätsbildung dazu, dass die Menschen sich innerlich immer mehr voneinander entfernen
3. und dass zuletzt pragmatische Orientierungen vorherrschend werden.

Im ersten Kapitel „Ich als Kontroverse in den Humanwissenschaften“ versuchen wir eine Herangehensweise zu begründen, nach der es möglich wäre, die in den Humanwissenschaften bisher dominierende Behandlung, nach der Ich als Identität als Dichotomie des Raumes und der Zeit sei, zu widerlegen. Den Anstoß zu unserer Analyse gab die Idee der singulären Daseinsweise als des Mitseins, die von dem schweizerischen Psychologen und Anthropologen Ludwig Binswanger entstammt. Die Singularität, so Binswanger, sei synonymisch mit der Wortverbindung Ichbinheit, was darauf hinweist, dass Ich solch eine Lebens- und Daseinsweise bezeichnet, die als individuell unikal immer in einem gewissen kon-

ret-kulturellen Mitsein wurzelt. Somit ist Ichbinheit zugleich auch Wirheit. Auf dieser Ebene knüpft die Betrachtungsweise von Binswanger im Kontext unserer Arbeit an die Auffassungen des russischen Literaturwissenschaftlers und Semiotikers Michail Bachtin (1986) an, der behauptet, dass die Identität als subjektiv-kulturelles Phänomen von der Dialogizität konstituiert wird. Juri Lotman (1999, S. 25) paraphrasierend könnte man im Anschluss daran sagen, dass Dialogizität der Identität vorangeht und sie schafft. Mit dem deutschen Sozialwissenschaftler Thomas Luckmann (1983) weiterdenkend könnten wir aber schlussfolgern, dass die Identität als Synchronisierung unterschiedlicher subjektiver Rhythmen und Bedeutungen zu bestimmen ist. Mit Luckmann gelangen wir zu den Ideen von Alfred Schütz, in denen er auf die von unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen konzipierten Identitätsbestimmungen kritisch eingeht. Indem wir uns auf solche Weise in Sinnräumen von sehr verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen bewegen, gelangen wir zur Schlussfolgerung, dass die Bildung der Identität als der Bewusstseinsqualität im semiotischen Sinnraum der intersubjektiven Synchronisation und Diachronie wurzelt (Husserl 1952; 1993; Lotman 1990, 1999, 2001; Valsiner 1997). Im Anschluss an das oben Gesagte, kann also behauptet werden, dass das erste Kapitel in Bezug auf die Arbeit als Ganzheit in der Rolle hypothetisch-theoretischer Ausgangspositionen fungiert.

In den Unterkapiteln des ersten Kapitels „Das narrative Ich“ und „Das autobiographische Ich“ fragen wir danach, welche Möglichkeiten wir aus den narrativen und autobiographischen Behandlungen des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts zur Deutung des singulären Mitseins bzw. der Identität als des intersubjektiven Phänomens finden könnten. Denn in der gegenwärtigen Humanwissenschaft war ja die Entstehung sowohl der narrativen als auch der autobiographischen Forschungsrichtung damit verbunden, nach neuen und alternativen Betrachtungsweisen zum Verstehen des Menschen zu suchen.

Eines der Hauptgründe, warum das sozialwissenschaftliche Denken am Ende des 20. Jahrhunderts in eine gewisse Krise geraten war, waren die traditionellen Auffassungen vom Menschen als eines abstrakten Objekt-Selbst. Denn die sog. traditionellen Behandlungen hatten sich nicht das Ziel gesetzt, den Menschen in seiner Individualität, d.h. als das subjektiv unikale und kulturelle Ich zu bestimmen. Im Gegenteil – man war dazu bestrebt, solche Typologien vom Selbst zu konstruieren, die mit gewissen unifizierten wissenschaftlichen Kriterien in Korrelation stehen. Mit dem amerikanischen Philosophen Ken Wilber (2002) könnte man also schlussfolgern, dass in den Sozialwissenschaften das Ich als Individualität monologisch, bzw. wie ein Objekt verstanden wurde, und nicht als ein Subjekt, demnach der Ich-Raum zugleich ein potenzieller Du-Raum und zusammen mit dem Du-Raum ein potenzieller Wir-Raum ist. Die Dialogizität ist somit die wesentlichste Entwicklungsbedingung des Ichs (vgl. Valsiner 1997). Die Individualität als solche entwickelt sich doch nur im Wirkungsfeld der intersubjektiven Synchronisation. In den Unterkapiteln des ersten Kapitels versuchen

wir folglich unter anderem auch das methodologische Problem zu lösen, indem wir fragen, inwiefern es der narrativen und autobiographischen Betrachtungsweise (den qualitativen Denkorientierungen in den Humanwissenschaften) gelang, aus dem Kreis der monologischen „Dialogizität“ der traditionellen Sozialwissenschaft auszubrechen.

Unseren eigenen Annäherungsweg zum Verstehen des Ichs bestimmen wir hierbei als das Prinzip der Kontroverse. Wir wollen unsere eigene Ich- und Identitätsbestimmung finden, dabei verstehen wir jedoch, dass wir auch beim besten Willen zu keiner eindeutigen Bestimmung gelangen können, denn, wenn wir uns solch ein Ziel setzen würden, gerieten wir selbst unvermeidlich in den Kreis der verschlossenen Monologizität. Das Prinzip der Diskussion charakterisiert deswegen den ganzen ersten Teil unserer Untersuchung. Den wichtigsten Diskussionsgegenstand bildet die Frage, ob man bei der Ich- oder Identitätsbestimmung die Zeit als solche als primären Grund betrachten kann. Alle Schlussfolgerungen, die auf Grund des ersten Kapitels gemacht werden, dürften folglich, die Prinzipien unserer Annäherungsweise berücksichtigend, als keine absolute Wahrheit, sondern als Aufforderung zum Dialog aufgefasst werden.

Im zweiten Kapitel „Über die Grenzen des Lebens als der Fiktion und über die Grenzen der Erforschung dieser Grenzen“ wollen wir die Ideen des ersten Kapitels verallgemeinern, um auf solche Weise zu unserer eigenen Konzeption von der Identität als von dem raumzeitlichen Phänomen zu gelangen und um die Prinzipien zu konzipieren, von denen ausgehend wir, auf Grund der literarischen Texte, den Prozess der Identitätsbildung analysieren könnten.

Im dritten Kapitel „Die Lebensfiktionen der estnischen und deutschen Jugendlichen“ versuchen wir auf Grund der Erzählungen und Romane, in denen das Leben von ca. 16–25jährigen Jugendlichen dargestellt wird, den Prozess der Identitätsbildung der estnischen und deutschen Jugendlichen ab Anfang der 1960er bis Ende 1980er Jahre zu konstruieren. Warum entschieden wir uns aber gerade für diese Zeitperiode? In Estland ist die Identitätsentwicklung vom Standpunkt des sog. Sowjetisierungsprozesses bisher noch nicht erforscht worden (Aarlaaid 2001). Und die Jugendgeneration der 1960er Jahre war deswegen unikal, da sie die erste Generation war, die nur in der sowjetischen Gesellschaft aufgewachsen war. Vom narrativen Standpunkt ausgehend könnte man wohl behaupten, dass ihre kulturelle Identität als Kontinuität dank den Erinnerungen ihrer Eltern und Großeltern hätte fortbestehen können. Die dem sowjetischen Estland aufgezwungenen Werte waren aber mit den Wertorientierungen der ehemaligen Estnischen Republik in keiner Weise verbunden. Aus der Sicht des Nicht-Fortbestehens der soziokulturellen Traditionen ist es also begründet, die Jugendgeneration, die Anfang der 1960er Jahre ca. 18 Jahre alt war, als eine hältlose bzw. „vergangenheitslose Zukunftsgeneration“ zu betrachten.

Im übertragenen Sinne könnte man auch im Zusammenhang mit den DDR-Jugendlichen von der sowjetischen Identitätsbildung sprechen, weil die estnische